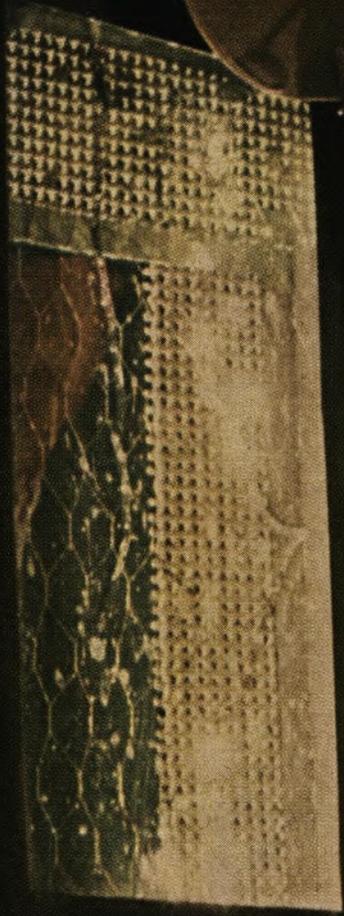


Echo der Arbeit

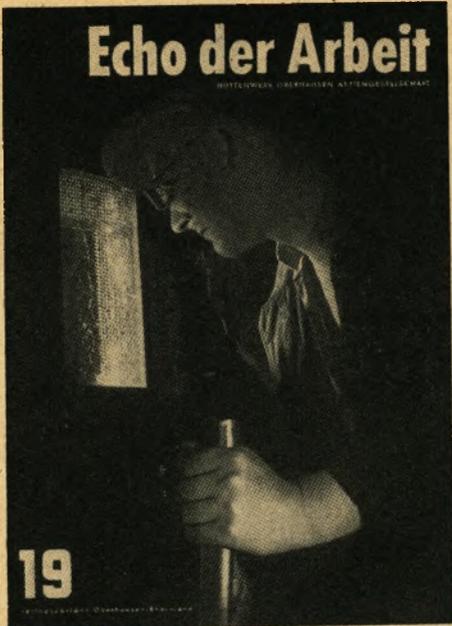
HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



19

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



Die Technik in der Gewalt des Menschen, das könnte in etwa die Versinnlichung unseres heutigen Titelbildes sein. Es zeigt einen Konverter-Steuermann im Thomas-Stahlwerk. Die Menschheit hat sich die Technik dienlich gemacht, und sie wacht, wie hier der Steuermann auf der Konverterbühne, darüber, daß sie ihr nicht über den Kopf wächst. So genommen ist die Technik der beste Freund u. Helfer des Menschen.

JAHRGANG 5 15. NOV. 1954

19

AUS DEM INHALT:

Die bange Frage nach dem Drill

+

Sind wir vom Dollar abhängig?

+

Und wieder beginnt die Schnupfenzeit

+

Wo sie waren

+

Surrealistisches über die Theke serviert

+

Ooch, die hält noch

+

Echo zum Eigenheimbau

+

Gründung einer Wirtschaftsakademie

+

Für unsere Bücherfreunde

+

HOAG-Chronik

+

Kleppe-Seite

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rheinland), Essener Str. 64. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkszeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17 000. Druck: VVA-DRUCK, Vereinigte Verlagsanstalten GmbH., Oberhausen (Rheinland). Klichs: Vignold, Essen.

1000 PILLEN

Sie kennen doch die Geschichte mit den zwei Möglichkeiten? Die geht etwa so: Wenn ich eine Leiter besteige, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder sie hält oder sie bricht. Wenn sie bricht, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder ich kann mich festhalten, oder ich stürze ab. Wenn ich abstürze, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder ich bleibe heil, oder ich verletze mich. Wenn ich mich verletze, gibt es zwei Möglichkeiten — na, und so fort. Diesen „Witz“ kann man beliebig abwandeln.

Stellen Sie sich einmal vor, da stehe ein Glas mit 1000 kleinen weißen Pillen, die absolut nicht voneinander zu unterscheiden sind. So harmlos sie aussehen, diese Pillen haben es in sich! 944 von ihnen enthalten ein Gift, das zu einem mehr oder weniger langen Krankenlager führt; 53 machen jeden, der nur eine von ihnen schluckt, für dauernd zum Krüppel; von den restlichen 3 Pillen wirkt jede unbedingt tödlich.

Und nun denken Sie sich, man zwänge Sie, in dieses Glas zu greifen, eine der 1000 Pillen auszuwählen und zu schlucken. Wenn Sie Glück haben, ergreifen Sie eine von den relativ harmlosen. Sie können aber auch eine von den 3 tödlichen fassen.

Nun zurück zu dem „Witz“. Wenn ich mich aus Unvorsichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Leichtsinn oder aus sonst einem Grunde in Gefahr begeben, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder die Sache geht gut aus, oder ich verunglücke. Wenn ich verunglücke, dann gibt es jetzt nur die eine Möglichkeit: Ich muß in den Topf mit den 1000-Pillen greifen, eine herausnehmen und schlucken. Die Chance, die ich dann noch habe, ist die, daß ich eine von den 944 weniger gefährlichen Pillen zu fassen bekomme.

Hier haben wir etwas anschaulich zu sagen versucht, was nüchtern — sachlich so aussieht: Von 1000 Unfällen führen 944 zu einer mehr oder weniger langen Erwerbsunfähigkeit, 53 verursachen eine bleibende rentenpflichtige Erwerbsminderung und 3 verlaufen tödlich.

Es lohnt sich schon, vorsichtig zu sein, um nicht zu einem Griff in den Topf mit den 1000 Pillen gezwungen zu werden.

(Aus dem Unfall-Verhütungs-Kalender 1955, herausgegeben vom Hauptverband der Gewerblichen Berufsgenossenschaften.)

Zusammen- arbeit!

November! Man möchte dem Kalender nicht glauben, denn es kommt einem kaum vor, als sei schon wieder ein Jahr verflissen, seitdem hier das letztemal über den Eisenhüttag berichtet wurde. Also — es war wieder einmal soweit: Glanzvoll im Rahmen, gewichtig im Inhalt, international in der Kolatur, das war das Bild des Eisenhüttag 1954, der im Gegensatz zum Vorjahr im Zeichen einer zunehmenden Konjunktur stand. An die 4000 Eisenhüttenleute aus der Bundesrepublik, der Ostzone und dem Saargebiet sowie aus 22 europäischen Ländern waren nach Düsseldorf gekommen. Immer größer wird das Interesse, das die Düsseldorfer Eisenhüttag während der letzten Jahre in der gesamten internationalen Fachwelt erlangten.

Es ist hier jedoch nicht die Gelegenheit gegeben, um auf die Vielzahl der einzelnen Fachvorträge einzugehen, uns genügen einige Hinweise aus dem traditionellen Schlußwort von Professor Schenck, dem Vorsitzenden des Vereins deutscher Eisenhüttenleute. In seinen richtungweisenden Ausführungen faßte er die Aufgaben und Probleme zusammen, mit deren Lösung sich die deutsche Eisen- und Stahlindustrie demnächst zu befassen haben wird. Der Redner betonte u. a., daß die augenblicklich gute Beschäftigungslage der Werke nicht dazu führen dürfe, die Anstrengungen zur Verbesserung und Verbilligung der Produktion sowie die Forschungsaufgaben und Nachwuchsschulung zu vernachlässigen. In den Ländern der Montanunion habe man z. B. hervorragende Forschungsinstitute, die aber mehr nebeneinander als miteinander arbeiteten. Der versplitterten Forschungsarbeit in Europa stellte Prof. Schenck die einheitlichen Studien in den Vereinigten Staaten und in der Sowjetunion gegenüber.

Auf die „Wiederbewaffnung“ zu sprechen gekommen, wandte er sich gegen übertriebene Erwartungen auf die Aufrüstung. Es sei zu begrüßen, daß nach Vorstellungen der Bundesregierung die Rüstungskosten allein aus dem ordentlichen Haushalt gedeckt werden sollen. Damit werde auch der Produktionsentwicklung in der Eisen- und Stahlindustrie eine gewisse Stetigkeit verliehen. Im übrigen betonte er noch einmal, was schon der Vorsitzende der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Dr. Gerhard Schröder (Klöckner), in der Fachzeitschrift „Stahl und Eisen“, ausgesprochen hatte, nämlich die westdeutsche Eisen- und Stahlindustrie zur Aufrechterhaltung der Vollbeschäftigung nicht auf Rüstungsaufträge angewiesen sei und durch die Wiederbewaffnung Westdeutschlands auch keine sensationellen Impulse erwarte.

Wie Professor Schenck besonders hervorhob, ist es der ehrliche Wunsch der deutschen Eisen- und Stahlindustrie, mit allen Nachbarländern freundschaftlich zusammenzuarbeiten. Die Einstellung der westdeutschen Stahlindustrie zur Montanindustrie bleibe unverändert. Allerdings werde der hier verankerte europäische Gedanke durch die verschiedenartigen wirtschaftsgeographischen Gegebenheiten, unterschiedlichen Steuersysteme und



unausgeglichene Währungsparitäten stark belastet. Als einen neuralgischen Punkt bezeichnete er das von der Montanunion vorangetriebene Moselkanal-Projekt, dessen wirtschaftliche und verkehrspolitische Bedeutung in Luxemburg überschätzt und von der deutschen Stahlindustrie berechtigt angezweifelt werde.

Als wichtigstes der anstehenden technischen Probleme nannte Professor Schenck die Möglichkeit, den Groß-Elektroofen allgemein in der Stahlwerkspraxis einzuführen. Solche Anlagen seien billiger zu erstellen und hätten in der Produktion hochwertiger Stähle einen Vorsprung vor den mit Gas oder Öl beheizten Siemens-Martin-Öfen. Die Energiewirtschaft täte darum gut, so meinte er, die Stromversorgung rechtzeitig der kommenden Entwicklung anzupassen.

Auf die menschlichen Probleme eingehend, erscheine es notwendig, so schloß Professor Schenck seine Ausführungen, daß man nie

erlahmen dürfe, allen Mitarbeitern von dem Interesse mitzugeben, das man seinem Beruf entgegenbringe. Daß man sie teilhaben lasse, nicht nur an den Aufgaben, sondern auch an ihrer Lösung, nicht nur an der Arbeit, sondern auch in der Befriedigung, die diese Arbeit gewähre. „Unsere Arbeiter sollen nicht nur in den Lohnlisten geführt werden, sondern müssen teilhaben an der Wertschätzung, die den Leistungen des Werkes entgegengebracht werden!“ In diesem Sinne müsse eine Einstellung herbeigeführt werden, die alle befriedigt, die sich dem Eisen verschrieben hätten und denen er im Namen der Versammlung den Gruß zurufe, den Ingenieuren in ihren Bereichen, den Wissenschaftlern in Laboratorien, den Planern in den Büros sowie den Betriebsleuten und Hüttenarbeitern in Hitze, Staub und Lärm der Betriebe, daß ihre Arbeit getragen werde von einer echten Anhänglichkeit an ihr Unternehmen, dem sie dienen. S.

Die bange Frage nach dem Drill

Neulich war in der Werkschule eine lebhaftige Diskussion im Gange. In der Mittagspause unterhielten sich Lehrlinge und Hüttenjungeleute eifrig über den Film „Nullachtuffzehn“. Nicht wenige, die diesen Film gesehen hatten. Viele waren ins Kino gegangen, um endlich zu erfahren, wie es denn nun wirklich war beim Kommiß, was man denn nun wirklich mit den Rekruten auf den Kasernenhöfen anstellte. — Ganz klar, daß gerade die Jugend ein starkes Interesse an dieser Frage hat, denn schließlich sind ja unsere jungen Kollegen diejenigen, die schon in ein oder zwei Jahren die Uniform anziehen sollen. Dabei schien das „Auf!“, „nieder!“, „auf!“, „nieder!“ mit dem Schleifer-Platzek den Kanonier Vierbein durchs Gelände scheuchte, bei den Gesprächen in der Lehrwerkstatt einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben. Die bange Frage wurde laut: „Wie wird man es mit uns machen?“ — Nun, unser aller Sorge ist es, auf unsere Jugend nicht wieder jene Schleifmethoden angewandt zu wissen. In diesem Zusammenhang aber gilt es, eine andere Frage besonders zu beantworten, die Frage nämlich, ob ein solches Thema überhaupt in eine Arbeitszeit gehört. Wir meinen schon, denn viele unserer jungen Belegschaftsmitglieder werden demnächst durch die Kasernentore ziehen, und aus dem Kreise unserer Werksangehörigen wird manche Mutter und mancher Vater nicht ohne Besorgnis die Frage stellen: „Was wird aus unserem Jungen?“ Haben wir uns seinerzeit nicht gescheut, Kirsts Kasernenhof-Roman und unserer Bücherseite zu besprechen, so wollen wir es daher auch nicht an der Courage fehlen lassen, ein sich letztes Endes daraus ergebendes weiteres „heißes Eisen“ anzupacken. Frei von allen politischen Absichten, Ressentiments und Schwarzmalereien wollen wir allein aus der Erfahrung heraus anklingen lassen, wie es einmal war und wie es nicht mehr werden darf:

Die „Pflichten des deutschen Soldaten“ raselten wir ebenso herunter wie die sieben Hauptteile des Gewehrs. Die Wahrheit ist, daß wir uns beim Unterricht nicht so sehr an den hehren Gedanken soldatischer Tugenden erfreuten, sondern vorwiegend an dem Gefühl,

Die Jugend ist unser kostbarster Besitz. Wenn unsere Jungen Kollegen nun schon Soldat werden müssen, so wollen wir an ihnen doch ständig die Würde der menschlichen Persönlichkeit respektiert wissen.



in der warmen Stube sitzen und mit offenen Augen weiterschlafen zu können, anstatt bereits mit Maschinengewehr und frostklammen Fingern über den Kasernenhof hetzen zu müssen. Der Satz aus den Pflichten des deutschen Soldaten: „Nur Leistungen berechtigen zum Stolz“, trieb uns dabei durchaus nicht die Schamröte ins Gesicht. Auch wäre niemand in unserer Gruppe so tollkühn (oder so blöd) gewesen, unseren Unteroffizier zu fragen, ob eine Leistung im zivilen Bereich, etwa Millimeterarbeit an der Drehbank, nicht unvergleichlich schwerer zu erreichen sei als das Aufzählen der sieben Hauptteile in der rechten, vorgeschriebenen Reihenfolge. Für unseren Unteroffizier galt der als Schafskopf, der die Patronentasche mit dem ersten und dritten, statt mit dem ersten und zweiten Finger öffnete. Und wenn auch einer von uns im Zivilberuf Chordirektor war: vom Gesang verstand er nichts, weil er nicht laut genug singen konnte.

Verzeihung — das, alles ist lange her, und es ist müßig, weiter in Einzelheiten zu gehen. Daß solche Erinnerungen heute aber, im zehnten Jahr nach der Kapitulation, hier und überall, wo ehemalige Soldaten diskutieren, besonders stark betont werden, sollte nicht mißverstanden werden. Es zeigt zumindest, wie nachhaltig das ist, was man gemeinhin als sturen Drill zu bezeichnen pflegt.

Über die Frage, ob wir überhaupt wieder Soldaten haben müssen, ist die Entwicklung hinweggegangen. Diese Frage steht nicht mehr zur Diskussion. Mit dem Ende der Londoner und Pariser Konferenz ist eine zweite Frage, nun unüberhörbar, laut geworden: Wie müssen die Soldaten, die die Bundesrepublik wohl oder übel aufzustellen hat, ausgebildet werden? Um das „Wie“ kreist die Diskussion. Sie ist ressentiment-geladen. Ihr Kernpunkt: Soll die Ausbildung mit oder ohne Drill vonstatten gehen? „Nein“, sagt das Amt Blank zu den Skeptikern, die im Drill die Wiedergeburt jener traurigen Typen befürchten, wie sie Kirst in seinem Nullachtuffzehn-Roman schilderte. „Das kommt nicht mehr wieder.“ Demnach also ohne Drill?

Man jagte uns über die Äcker, und man brachte uns das „Hinlegen“ bei: flach wie ein Pfeil, und um Himmelswillen beim Fall nicht die Beine hochgeschmissen! Es wird, wenn unsere Soldaten nicht weniger taugen sollen als die anderer Länder, auch wieder so sein müssen. Wer ließe auch schon im Ernstfall die Entschuldigung gelten, die vielen Fußverletzten kämen daher, daß man sich in der Ausbildung mit dem lediglich theoretischen Hinweis begnügt habe, die Beine müßten genau so schnell in der Deckung verschwinden wie der Kopf! Das „Hinlegen“ zu üben, bis es jeder beherrscht, das Kommando in der richtigen Reaktion zu erfassen — das ist Drill, Drill, von dem nur überspannte Reformfanatiker behaupten können, es ginge auch ohne ihn. Ist es nicht bezeichnend, daß die amerikanische Armee heute in strafferer Form ausgebildet wird, und daß man die Notwendigkeit dazu mit den Erfahrungen aus dem Korea-Krieg begründet?

Aber man brachte uns gleichzeitig bei, wie man ein Spind mit der Zahnbürste putzt, man ließ uns über den Kasernenhof robben, auf einen fiktiven Gegner am Rande des Platzes zu; nur die Anstrengung und die alle anderen Gedanken überschattende, wehrlose Wut ließen einen kaum den Irrsinn zu Ende denken, daß dies nämlich nichts mehr mit Ausbildung zu tun hatte, daß es des Sinns auch vom Militärischen her entbehrte: Für den fiktiven Feind wären wir auf dieser parkettglatten Fläche ebenso leicht robbend abzuknallen gewesen, als wenn wir einen Spaziergang auf ihn zu gemacht hätten. Schleiferei, gemeine Schleiferei, dachten wir im stillen.

Das ist es, der Drill ist für die Truppe zur Erlernung des notwendigen, reaktionsschnellen Handelns nötig. Die Schleiferei aber ist eine Mißgeburt des Drills. Niemand vermag zu beweisen, daß wir im Krieg schlechtere Soldaten gewesen wären, wenn man uns auf den Kasernenhöfen weniger geschliffen hätte. Und daß der Drill auf deutschen Kasernenhöfen überzogen wurde, vermag nichts besser zu beweisen als die gefühlsgeladenen Diskussionen in diesen Wochen. Was sagt das Amt Blank dazu?

Es hätte sich nicht an eine mühevollere Reform des militärischen Dienstbetriebes gemacht, wenn nicht die alten Ansichten tatsächlich reformbedürftig wären. Ein Typ aus Kirsts rüdem Kasernenhof-Roman soll nach den neuen Ausarbeitungen nicht mehr möglich sein. Der Soldat wird freier sein, als er es je in deutschen Kasernen war. Aber er wird doch wieder unter dem Gesetz von Befehl und Gehorsam stehen. Daran kann keine Armee vorbei. Das Gesetz von Befehl und Gehorsam wird sich am Drill bewähren müssen, an der Grenze des Sinnvollen, die auch der härteste Ausbilder zu respektieren hat.

Auch der alte Satz in der neuen Dienstvorschrift: „Der Soldat soll nach Möglichkeit häufiger gelobt als getadelt werden“, hilft nicht weiter. Zu leicht denkt man dabei an das Verteilen von Zensuren. Und unwillkürlich weist er damit auf eine andere Gefahr hin: Wir sollten, so wurde uns gesagt, als wir Soldaten wurden, nun endlich „richtige Menschen“ werden. Wir sollten, um ein zivileres Wort zu gebrauchen, erzogen werden. Daß wir aber trotz mancher sinnlosen Schleiferei weder bessere noch schlechtere Menschen wurden, mag — nebenbei bemerkt — denen zu denken geben, die die Wehrmacht als Erziehungsanstalt, die Ausbildung als Erziehungsarbeit ansehen. Man sollte der militärischen Ausbildung nicht mehr an Gewicht verleihen, als ihr zusteht. Es ist keine besondere Ehre, Soldat zu sein, sondern nicht mehr als eine dem Staat zu leistende Pflicht. Es gibt keine soldatische Ehre, die mehr bedeutet als die eines jeden anderen Menschen schlechthin. Lassen wir die großen Worte von einer besonderen Aufgabe! Die Ausbilder haben den Rekruten zu zeigen, was eine MP und was eine Panzerkanone ist, damit sie im Ernstfall damit umgehen können. Ihre Aufgabe — ob nun Offizier oder Unteroffizier — sollte nicht geringer, aber auch nicht größer angesehen werden als jene weite Skala von Verantwortungen, in die die Zivilisten in ihren Berufen gestellt sind. Der moderne Krieg, das haben wir alle gelernt, überläßt der Unterscheidung von Soldaten und Zivilisten sowieso nur noch einen äußerst geringen Raum.

Wir sahen, die Frage nach dem Drill, nach seinen Grenzen und Notwendigkeiten, wird von den Ausbildern her beantwortet werden müssen. Wir sind arm an Symbolen. Unsere Welt ist zu nüchtern, als daß sie noch eine Idee hergäbe, die junge Soldaten auch im Sinnlosen noch den Glauben an etwas Sinnvolles finden ließe. Deshalb muß das Militärische in allen seinen Konsequenzen heute besonders sinnvoll sein. Das heißt auch: Schöne, aber doch wohl unnötige Floskeln sollten keinen Platz mehr haben. Man sollte den Mut dazu haben, in ihnen nicht mehr ein notwendiges Attribut zum Drill zu sehen. Das gilt für den Parademarsch, das gilt überhaupt für ein gut Teil repräsentativer Äußerlichkeiten. Sie würden sich schlecht mit dem Zwiespalt vertragen, in dem wir — der halbe Teil Deutschlands — uns befinden. Die Aufrüstung stellt sich uns als bittere, harte Notwendigkeit. Militärisches Pathos verdient sie nicht. —nd

Sind wir vom Dollar abhängig?

Professor Wessels, Köln, vor dem Kaufmännischen Bildungswerk Oberhausen

Der Lebensstandard ist in allen westeuropäischen Ländern weitgehend abhängig von der Weltwirtschaft. Aus diesem Grunde sind die Wandlungen der Weltwirtschaft in mehr als einer Hinsicht entscheidend sowohl für die wirtschaftliche als auch für die sozialpolitische Entwicklung der Völker. Dies war die Grundtendenz des Vortrages von Prof. Dr. Theodor Wessels, dem Prorektor der Kölner Universität, anlässlich der Eröffnung des Wintersemesters 1954/55 des Kaufm. Bildungswerkes Oberhausen. In dieser Hinsicht bestimmt die Weltwirtschaft unser Schicksal; weil jede Schwankung sich nicht allein auf Export- und Importbeziehungen auswirkt, sondern auf die gesamte Volkswirtschaft. Professor Wessels leitete seine Ausführungen ein mit einem Blick auf jene Epoche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als Europa noch die große Fabrik der Weltwirtschaft war. Bis dahin hatte das Prinzip der Weltwirtschaft im wesentlichen auf einem Austausch zwischen Industrie- und Agrarstaaten basiert. Dann aber traten schlagartig die Vereinigten Staaten von Amerika auf den Plan, die durch eine krasse Mißachtung der bis dahin allgemein gültigen Spielregeln der Weltwirtschaft das ganze weltwirtschaftliche Gefüge durcheinanderbrachten. Die USA nämlich konnten es sich erlauben, zum größten Industrieland der Welt zu werden, ohne ihre Stellung als größter Agrarstaat der Erde aufzugeben. Dadurch wurde die ungeschriebene Verfassung der Weltwirtschaft entscheidend durchlöchert, die USA wurden nach dem ersten Weltkrieg vom größten Schuldnerland zum größten Gläubigerland der Welt, was seit etwa 1926 zu dem heute mehr als je zuvor akuten Problem der Dollarlücke führte. Bei einer weltwirtschaftlichen Analyse muß man also von der Tatsache ausgehen,

daß Amerika eine Sonderstellung einnimmt, die es in die Lage versetzt, die gesamte Weltwirtschaft einseitig zu beeinflussen und zu bestimmen.

Dieser Dollarmangel ist das Weltwirtschafts-Problem Nummer 1. Für die Bundesrepublik allerdings ist das im Moment keine so bedeutende Tatsache wie für die meisten europäischen Länder, weil durch den westdeutschen Exportüberschuß der letzten Jahre ein Goldrückhalt geschaffen wurde. Im übrigen aber haben die Amerikaner eine nach 1945 sich infolge des Dollarmangels anbahnende Weltwirtschaftskrise dadurch abgebogen, indem sie „Dollars ohne Gegenleistung“ (Marshallplan) in die Weltwirtschaft pumpeten. Daß diese Transaktion nicht zuletzt aber auch zum Wohle der USA-Wirtschaft gereichte, weil überseeische Märkte — indem die Dollarlücke künstlich geschlossen wurde — erhalten blieben, dürfte unbestritten sein. Eine weitere Intensivierung der Sonderstellung Amerikas in der Weltwirtschaft ergibt sich ferner daraus, daß die Kostenrechnung der amerikanischen Wirtschaft gegenüber allen anderen Ländern maßgeblich beeinflusst wird durch billiges Kapital, rationellere Arbeitsmethoden und Massenproduktion.

Das ist die weltwirtschaftliche Situation unserer Tage, in der die ganze Welt förmlich nach Dollars schreit. Um diesem Dollarmangel entgegenzuwirken, müssen nach der Ansicht von Professor Wessels die europäischen Länder eine Chance darin sehen, Dollars außerhalb des Dollarraumes zu verdienen. Hierbei sollen Investitionen in weniger entwickelten Ländern eine Rolle spielen. Professor Wessels gab einen Fingerzeig auf Asien und Afrika. In den USA selbst habe man seit

langem diesen Weg eingeschlagen, der darauf abzielt, Exportmärkte in Gebieten zu gewinnen, die bisher für die Weltwirtschaft uninteressant waren. Darin liegt auch schließlich ein wirksames Abwehrmittel gegen den stetig zunehmenden Expansionsdruck durch den Kommunismus, denn in der Entwicklung zurückgebliebene Gebiete sind neuralgische Punkte, die der kommunistischen Infiltration am ehesten erliegen. Eine Welle wachsenden Wohlstandes aber ist das beste Medikament gegen den leninistisch-stalinistischen Bazillus. Eine auf solche Ziele gerichtete Umstellung der europäischen Weltwirtschaftspolitik bedingt allerdings eine Niedrighaltung der Konsumquote zugunsten der Produktivfaktoren, verspricht aber einen Ausweg aus dem durch den Dollarmangel hervorgerufenen Dilemma, in dem sich gegenwärtig die europäische Weltwirtschaft befindet.

Als ein anderes schwerwiegendes Problem der Weltwirtschaft bezeichnete Prof. Wessels den Versuch der Konjunktur Stabilisierung mancher Länder. Er nannte dies unvereinbar mit dem gesunden weltwirtschaftlichen System des Warenaustausches. Eine weitere Möglichkeit zur Stabilisierung der Weltwirtschaft sieht der Vortragende in der Anpassung der Währungskurse an die tatsächliche Kaufkraft der Währungen. Das Problem der Konvertibilität, das hier entscheidend hineinspielt, erfordert eine Lösung im Interesse der Wiedergesundung der europäischen Weltwirtschaft.

Der Vortrag war ein verheißungsvoller Auftakt und ein würdiger Beginn des neuen Semesters. Zu Anfang der Veranstaltung hatte Direktor Tümmers (Blass GmbH.) im Namen des Vorstandes des Kaufmännischen Bildungswerkes Oberhausen e. V. auf die Bedeutung gerade dieses Semesters hingewiesen, mit dem das Kaufmännische Bildungswerk einer neuen Entwicklung entgegengeht. (S. Bericht auf Seite 225.) S.

Und wieder beginnt die Schnupfenzeit

Erhebliche Arbeits- und Verdienstaustfälle, Schnupfenursachen unbekannt

Wieder ist es Herbst, und damit ist die Zeit der laufenden Nasen und der anderen Erkältungskrankheiten angebrochen. Unser Körper hat sich noch nicht richtig umstellen können, und viele von uns haben auch noch nicht ihre Kleidung der kühleren Witterung angepaßt. Daher trifft sie besonders die Schnupfenzeit mit allen ihren gesundheitlichen Schäden.

Ja, was viele nicht wissen werden: Schnupfen kann auf Umwegen den Tod bringen; denn er schwächt den Organismus, setzt die Widerstandskraft des Körpers herab und kann so vielen anderen Krankheiten Tür und Tor öffnen. Seit 1907 weiß man auch, wer das Niesen erzeugt: es ist das Hormon Histamin. Wenn davon nur Bruchteile von einem Milligramm zu viel vorhanden sind, reagieren die Körperorgane anders. So sondert der Magen mehr

Säfte ab, und die Muskeln der Därme und der Bronchien verkrampfen sich. Histamin ist zudem der Stoff, der in den Brennesseln vorhanden ist und das Brennen und Jucken auf der Haut verursacht.

Das Tolle an der ganzen Schnupfengeschichte ist aber, daß es uns noch immer nicht gelungen ist, den Schnupfenreger zu entdecken. Schon seit Jahren experimentiert man an diesem Problem herum, doch ist bis jetzt noch niemand in der Lage, eine befriedigende Antwort zu geben. In Amerika experimentierte man mit mehr als 50 000 Menschen, die sich der Wissenschaft dazu zur Verfügung stellten. Sie mußten sogenannte Anti-Histamin-Tabletten schlucken und ihre Erfahrungen niederschreiben. Manche von ihnen bekamen erst nach dem Einnehmen dieser Gegenmittel richtige Erkältungen. Bei ihnen spielen in verstärktem Maße Allergien mit. Bei englischen Versuchen träufelte man den „Versuchskaninchen“ Nasenschleim von Erkälteten in die Nase. Man ließ sie kalte Bäder



nehmen und dann im nassen Badeanzug in der Zugluft stehen, bis sie frozen. Andere lief man bis auf die Haut durchregnen und dann in einem kalten Zimmer warten, um festzustellen, wie schnell die Widerstandskraft des Körpers absinkt. Das überraschende Ergebnis all dieser Versuche war, daß nun keineswegs in allen Fällen die „Versuchskaninchen“ nun auch prompt einen Schnupfen „weghatten“. Man hatte ihnen sogar noch zusätzlich das sogenannte Erkältungsvirus übertragen. Aber nicht einmal schon bestehende Erkältungen verschlimmerten sich. Ansteckung, Abkühlung durch Zugluft oder Nässe und Viren sind nicht allein die Ursachen unserer Erkältungen, in sehr vielen Fällen muß der Mensch dazu allergisch veranlagt sein. Allergien sind Zivilisationskrankheiten, oder anders ausgedrückt, wir verweichlichen und schwächen durch mangelnde Abhärtung die Widerstandskraft unseres Körpers. Unsere Luft in den Städten und leider auch vielfach unser Essen ist mit chemischen Staubteilchen durchsetzt, die bei vielen von uns eine erhöhte Reizbarkeit gegen alle möglichen Krankheiten hervorrufen. Schützen kann man sich dagegen in etwa durch Abhärtung. Wer viel in freier Luft lebt, wird bei kaltem Wetter und ungenügender Kleidung frieren, aber er wird sich

nicht erkälten. Darum gibt es kein besseres Gegenmittel als die Abhärtung.

Man soll in frischer Luft schlafen, Morgengymnastik am offenen Fenster treiben, den Körper mit kaltem Wasser abwaschen und trocken reiben und anschließend noch ein kaltes Brausebad nehmen. Freilich ist es nicht zweckmäßig, die Abhärtung zu übertreiben. Die richtige Dosierung ist wichtig, und in der wärmeren Jahreszeit sollte man bereits mit vorsichtig gesteigerten Sonnen- und Luftbädern beginnen.

Man sollte auch nicht aus falschem Ehrgeiz zu lange mit sommerlicher Kleidung herumlaufen. Das gilt besonders für unsere Jugend. Der Körper muß warm gehalten werden, 36 bis 37 Grad ist die richtige Temperatur. Wer zu lange in kalten Räumen bleibt, läßt seine Hautgefäße erschlaffen, so daß sie nicht mehr den Blutstrom durchlassen können. Am Ende dieses Stadiums wird die Haut blau, und es kann zu gefährlichen Frostschäden kommen.

Jahr für Jahr verursachen die Erkältungskrankheiten gewaltigen Schaden am Körper und im Wirtschaftsleben. Die Fortschritte unserer modernen Lebensweise mit all ihren Annehmlichkeiten müssen wir auf der anderen Seite mit erhöhter Anfälligkeit gegen Krankheiten bezahlen. Unsere Vorfahren, die einfacher leben mußten, waren abgehärtet und damit widerstandsfähiger.

Die Volkswirtschaft in allen Ländern büßt durch diese Zivilisationskrankheiten — das sind im wesentlichen alle Erkältungskrankheiten — jedes Jahr viele Milliarden an Arbeitskraft und Arbeitsstunden ein.





WO SIE WAREN

DIE NEUE URLAUBSREGELUNG BEWÄHRTE SICH

Gutes Wetter, gute Laune, guter Wein, schrieb uns ein Urlauber begeistert von der Mosel und mit ihm haben viele seiner Kollegen geschrieben, die mit 140,— DM vom Werk in Urlaub gefahren sind. In der Sozialabteilung häuften sich die Ansichtskarten und immer noch bringt der Postbote die eine oder andere eines „Herbsturlaubers“.

Wir haben in diesem Jahre den Wunsch einer großen Mehrheit unserer Belegschaft nach freiem Ermessen den Urlaubsort wählen zu können, verwirklicht und waren gespannt: wo fahren unsere Belegschaftsmitglieder hin und: denken sie daran, uns einen Kartengruß zu schreiben? Wir hatten in einer früheren Ausgabe den Zweck des Kartengrußes erklärt: die 140,— DM sollten nicht den Umsatz der Wirte und Geschäftsleute in Oberhausen oder Gelsenkirchen heben, das Geld sollte zu wirklicher Entspannung und Erholung von Werk und Oberhausen dienen.

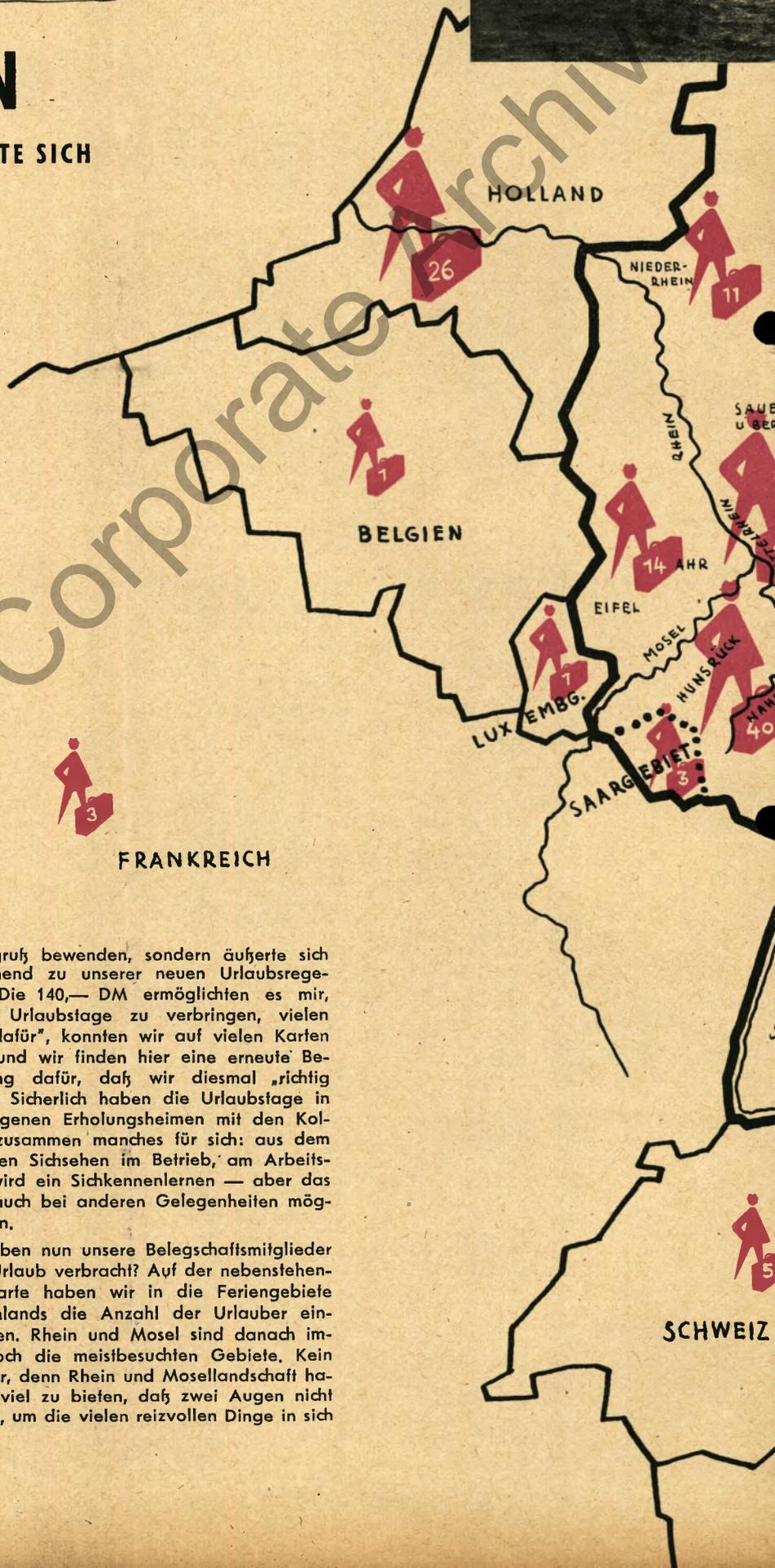
Nun, wir haben uns die Karten einmal vorgenommen und wollten herausfinden, wo unsere Urlauber hingefahren sind und wie ihnen unsere neue Urlaubsregelung gefällt.

Wie gesagt, noch stehen einige Karten aus, und einige Belegschaftsmitglieder mögen über erlebnisreiche Tage vergessen haben, uns zu schreiben. Oder sollten es gerade diejenigen gewesen sein, die mit 140,— DM und frei zu wählendem Urlaubsort nicht zufrieden waren? Sie hätten uns dennoch schreiben können, denn es liegt uns ja daran, dem wohlverdienten Urlaub von uns aus den Start zu geben, der von allen gewünscht wird. Im übrigen aber sollte man wohl annehmen, daß einer, der 140,— DM zur freien Gestaltung seines Urlaubs einheimst, auch einmal 20 Pfennig für eine Ansichtskarte und Briefmarke abzweigen kann.

Rund 400 Urlauber aus Oberhausen und Gelsenkirchen konnten wir in diesem Jahr auf „große Fahrt“ schicken. Große Fahrt scheint uns deshalb berechtigt zu sein, denn, man höre und staune, wir erhielten sogar eine Karte aus Amerika. „Alles ist hier größer, weiter, höher und dicker, auch das Portemonnaie“, schreibt Theo Verhoeven, und wir wollen hoffen, daß es ihm nicht leer geworden ist. Insgesamt erhielten 392 Belegschaftsmitglieder aus Oberhausen und Gelsenkirchen den Urlaubs-Zuschuß der Sozialabteilung. Davon haben 345 geschrieben. Das sind rund 88 Prozent. 13 Belegschaftsmitglieder haben uns sogar öfter geschrieben. Die überwiegende Zahl ließ es nicht nur bei einem

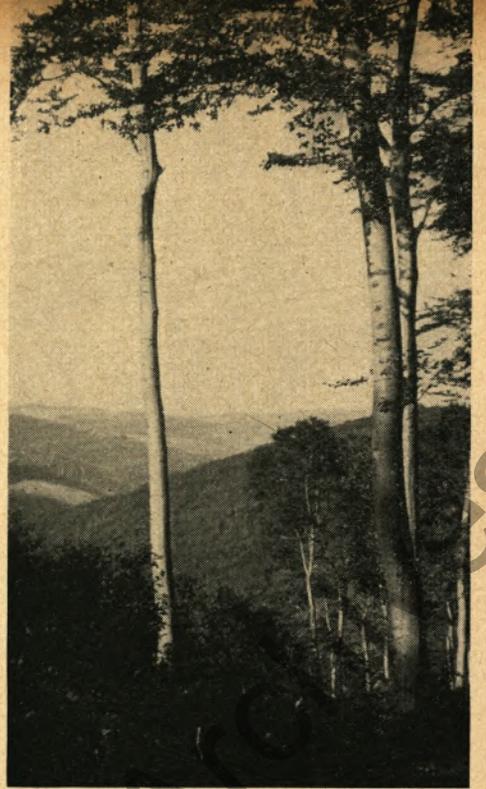
Kartengruß bewenden, sondern äußerte sich zustimmend zu unserer neuen Urlaubsregelung. „Die 140,— DM ermöglichten es mir, schöne Urlaubstage zu verbringen, vielen Dank dafür“, konnten wir auf vielen Karten lesen, und wir finden hier eine erneute Bestätigung dafür, daß wir diesmal „richtig lagen“. Sicherlich haben die Urlaubstage in werkseigenen Erholungsheimen mit den Kollegen zusammen manches für sich: aus dem flüchtigen Sichsehen im Betrieb, am Arbeitsplatz wird ein Sichkennenlernen — aber das sollte auch bei anderen Gelegenheiten möglich sein.

Wo haben nun unsere Belegschaftsmitglieder ihren Urlaub verbracht? Auf der nebenstehenden Karte haben wir in die Feriengengebiete Deutschlands die Anzahl der Urlauber eingetragen. Rhein und Mosel sind danach immer noch die meistbesuchten Gebiete. Kein Wunder, denn Rhein und Mosellandschaft haben soviel zu bieten, daß zwei Augen nicht reichen, um die vielen reizvollen Dinge in sich





aufzunehmen: die alten, an den Berg gedrängten Städtchen mit ihren gemütlichen Bewohnern, die Berge und Hügel — und nicht zu vergessen — der Wein. Nein, man braucht nicht einmal weit zu fahren, ins Sauerland, in den Westerwald oder den Hunsrück, um in einer herrlichen Umgebung jene Erholung und Entspannung zu finden, die wir Ruhrgebieter so notwendig haben. Aber auch in den Teutoburger Wald, in den Schwarzwald und in die oberbayerischen Berge sind eine Reihe Kollegen gefahren. Auf unserer graphischen Darstellung haben wir die meistbesuchtesten Feriengengebiete — wie Mosel — Nahe — Hunsrück oder Mittelrhein — Westerwald zu-



sammengefaßt. Hierhin fahren, wie bereits gesagt, die meisten. Nicht zuletzt aber auch deswegen, weil im Hunsrück und im Westerwald viele Werksangehörige Verwandte wohnen haben, denn von hier zogen vor dem 1. Weltkrieg viele junge Leute nach Oberhausen, zur Beschäftigung auf der Hütte. Die verwandtschaftlichen Beziehungen aber halten die Verbindung mit der alten Heimat auch heute noch aufrecht.

Den Sprung ins Ausland haben auch einige von uns getan. Daß Holland dabei an der Spitze aller Auslandsfahrten steht, ist nicht verwunderlich. Es ist schnell zu erreichen, viele haben Verwandte dort und dazu kommt die reizvolle Weite der niederrheinischen Landschaft oder gar die Freude am Strandleben von Scheveningen oder Zandvoort.

Wenn heute unsere Urlauber wieder am Arbeitsplatz stehen, wird ihnen noch manch schöne Erinnerung geblieben sein, und was das wichtigste ist: Sie haben für ein ganzes Jahr harter Arbeit wieder neue Kraft geschöpft. Daß die Urlaubsregelung auch im nächsten Jahr beibehalten wird und daß wir jede Anregung zu einer noch besseren Gestaltung dankbar aufgreifen, steht nach so erfreulicher Resonanz außer Frage. „Es ist wirklich nett“, so berichtete uns einer der Urlauber, „diese individuelle Urlaubsgestaltung, ich halte das Prinzip für durchaus richtig, weil man sich dadurch auch innerlich einmal ganz lösen kann vom Betrieb und einen notwendigen Abstand gewinnt von der Alltagsarbeit“. „Das ist“, so meinte der Kollege, „bei einem ‚Urlaub von der Stange‘, wie ihn die Werks-Erholungsheime bieten, nicht so recht der Fall“.

Wir können jedenfalls buchen: Unsere Urlauber waren zufrieden - und wir sind es auch.



Surrealistisches über die Theke serviert

Von Witzen, die den Un-sinn zur Pointe haben



Es gibt viele Thekenwitze, aber jene, die hier gemeint sind, bilden eine eigene Gattung für sich und beginnen im Augenblick besonders modern zu werden. Man sagt ihnen nach, ihre Heimat sei Amerika, aber das ist eine jener Übertreibungen auf dem Gebiet der Lorbeer-Eingemeindung, die wir seit langem kennen, die Thomas Alva Edison die Glühbirne und Wassilij Konstantinowitsch Bungalow den Bungalow erfinden ließen. Der surrealistische Witz hat seine Väter an ganz anderer Stelle — und hat deren viele, von Morgenstern, Ringelatz, Tucholsky über die Zeichnungen Steinbergs bis zu den zahllosen „Irrenhauswitzen“, die eigentlich (und das ist ganz bezeichnend) Vorläufer dieser Art von Witzen, deren Clou eine Überraschungspointe aus einer unerwarteten Ebene, gleichsam einer vierten Dimension ist.

Surreal heißt ja „überwirklich“ und soll eigentlich eine Art „höherer Wirklichkeit darstellen“; eine Tatsache, von der die surrealistische Kunst aller Sparten kaum Gebrauch macht. Jedenfalls nicht im landläufigen Sinne. Fehlerhafte Gedankenverbindungen, Fehlassoziationen oder -reaktionen sind nicht gerade als höhere Wahrheit anzusprechen. Der surrealistische Witz hat aber auch nicht die Absicht, so tieferschürfend aufzutreten; er will bestenfalls eine Art „höheren Blödsinn“ kultivieren, ein Vorhaben, das ihm fraglos gelingt.

Um Ihnen ein einfaches Beispiel aus dem Reich der Vorgänger dieser Witzart zu geben, sei die alte Geschichte erwähnt, die man sich (fast ist sie Schnellsprechübung geworden) seit Jahren erzählt: Bei einer großen Gesellschaft waren die Suppenschalen observiert worden. Darauf wurde Hummermayonnaise gereicht. Ein junger Leutnant, der das Gericht nicht kannte, schmierte es sich ins Haar. Von der Hausfrau auf das Unziemliche seines Handelns aufmerksam gemacht, entschuldigte er sich mit den Worten: Verzeihung, ich dachte, es wäre Spinat . . . Nun, Sie merken schon, wie hier in der Pointierung verfahren wird: Man setzt gleichsam auf einen Schelmen anderthalbe, indem man

völlig Abwegiges zur zweiten Erheiterung (die erste ist die Haar-Schmier-Episode) hinzufügt, das dann die endgültige Pointe darstellt. Je abwegiger, je überraschender, je abstruser es ist, um so wirksamer wird es beurteilt, um so echter „surrealistisch“ ist der Witz.

Interessant ist, daß die ersten — sagen wir modernen — Witze dieser Gattung, die Aufsehen erregten und fleißig verbreitet wurden, Barwitze sind. Sie spielen in Bars. Spötter meinen, sie hiefen so, weil sie „bar jeden Witzes“ seien. Aber diese Kritik heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Sie haben schon Witz, wenn auch einen so abseitigen, einen so nebensinnigen, paranoiden, daß ihnen mit innerer Logik nicht beizukommen ist. Nehmen Sie etwa diesen: In einer Bar sitzt einsam ein Gast an einem Tisch vor seinem Longdrink, da öffnet sich die Schwingtür, ein Pferd tritt ein, geht durch den Raum, geht die gegenüberliegende Wand hoch, an der Decke entlang, geht die Türwand herunter, geht zur Bar, setzt sich auf den Hocker und bestellt einen Martini. Der Mixer serviert, das Pferd trinkt, zahlt, steigt vom Bock, geht durch die Bar, die Wand hoch, an der Decke entlang, die Wand herunter und zur Tür hinaus. Der Gast klappert mit den Augendeckeln und ringt nach Luft. „Das ist doch“, stottert er, „das ist doch unmöglich! Mann, was sagen Sie denn dazu?“ dringt er auf den Barkeeper ein. Der schüttelt den Kopf erstaunt und murmelt: „Ja, ja, ich habe mich auch schon gewundert! Sonst trinkt es immer Gin“ . . . Und abschließend noch einen dieser Surrealisten:

Jeden Abend erscheint in der Bar ein Herr mit zwei schwarzen Pudeln, setzt sich mit ihnen an die Theke und bestellt drei Manhattan. Die drei „Gäste“ trinken, zahlen und gehen. Eines Abends kommen die beiden Pudel alleine, setzen sich auf die Hocken und bestellen zwei Manhattan. Ihr Herr, sagen sie, sei heute unpäßig. Der Mixer serviert und sagt, natürlich hätten sie bei ihm Kredit. Die Pudel trinken, sagen auf Wiedersehen und gehen. Am nächsten Tag ist der Herr wieder dabei: „Ich danke Ihnen“, sagt er zum Mixer, „daß Sie so freundlich waren, meinen beiden Pudeln Kredit zu

geben. Für diese Freundlichkeit habe ich Ihnen auch etwas mitgebracht. Hier, bitte . . .“, dabei legt er ein großes Paket auf den Tisch. „Das ist aber wirklich nicht nötig!“ sagt der Mixer und packt das Paket aus. Darin liegt ein großer lebender Hummer. „Nein“, sagt der Barkeeper, „das ist ja wirklich fabelhaft. Ich habe ohnehin noch nicht zu Abend gegessen!“ — „Oh“, meint der Herr, „gegessen hat der schon, der will jetzt ins Kino!“ . . . Wenn Sie die weiter erzählen, vergessen Sie nicht, die Antenne zu erden. jü

Opernkonzert

Das Werksorchester veranstaltet am Dienstag, dem 30. November 1954, 20 Uhr, im großen Werksgasthaus-Saal ein Opernkonzert.

Solist: W. Hohmann, Tenor, NWDR Köln.
Am Flügel: Herbert Vogt, Wuppertal.
Der Eintrittspreis beträgt DM 0,50. Die Eintrittskarten sind durch die Betriebsvertretung erhältlich.

Wer spendet Blut?

Die DRK-Männerbereitschaft Hüttenwerk Oberhausen AG führt am 7. Dezember 1954 einen Blutspendedienst durch.

Durch ihre Blutspende geben unsere Belegschaftsmitglieder den Krankenhausärzten die Möglichkeit, erkrankten und verunglückten Mitmenschen schnell zu helfen, die Gesundheit zu erhalten oder gar das Leben zu retten. Jeder gesunde Mensch kann ohne Schaden für seine Gesundheit zweimal im Jahr Blut spenden.

Die Blutentnahme wurde früher oft als Heilmaßnahme angewandt, auch heute wird sie noch bei bestimmten Erkrankungen durchgeführt.

Das gespendete Blut wird als Frischblutkonserven in bestimmten Zentralen an die übrigen Krankenhäuser bei Bedarf ausgegeben. In Oberhausen ist eine solche Zentrale im St.-Josefs-Hospital eingerichtet.

Das DRK bittet alle Belegschaftsmitglieder, sich zur freiwilligen Blutspende am 7. Dezember zu melden. Die Blutspende wird in der Zeit von 9—16 Uhr in der Werksberufsschule durchgeführt.

Ooch, die hält noch

Unfälle ereignen sich nicht, sie werden vielmehr verursacht

Ein Schreiner hatte eine Kreissäge, die den Unfallverhütungsvorschriften nicht entsprach, dem Lieferanten zurückgegeben und die Bezahlung verweigert. Der Lieferant verklagte den Schreiner. In der ersten Instanz verlor er und wurde zur Zahlung verurteilt. Als er dann gegen das Urteil Berufung einlegte, änderte das Oberlandesgericht Düsseldorf das Urteil und wies die Klage des Lieferanten ab. Da es verboten ist, an ungeschützten und nicht betriebssicheren Maschinen zu arbeiten, ist die gelieferte Kreissäge unbrauchbar. Eine

fachmann sagt, daß sie beim Schleifen ohne Schutzbrille ihre Augen riskieren — was schließlich tausendfältig bewiesen ist —, dann probieren sie erst mal, ob das auch stimmt!“

Ein Lagerarbeiter wollte aus einem Regal eine Schachtel entnehmen. Da eine Leiter nicht zur Hand war, stieg er auf ein Zwischenfach des Regals, rutschte ab und kam zu Fall. Verletzungen am rechten Oberarm waren die Folgen.

Um von einem Schrank einen Aktendeckel herunterzuholen, bestieg ein Angestellter einen Stuhl. Der Stuhl brach zusammen. Der Angestellte stürzte und erlitt eine Rückenprellung.

„Ooch, die hält noch“, das waren die letzten Worte, die Karl O., 42 Jahre alt, am 2. 8. 1954 zu seinem Kollegen sagte. Wenige Augenblicke später war er tot.

Die letzten Worte von Georg S., 36 Jahre alt, der am 26. 8. 1954 starb, lauteten: „Sicherung raus? Quatsch!“

In manchen Familien werden die letzten Worte, die liebe Angehörige auf dem Sterbebett sprachen, auf Kinder und Enkelkinder überliefert. Auch Frau O. mit ihren beiden Mädchen und Frau S. mit ihrem neunjährigen Jungen würden gern ein liebes Abschiedswort in ihrer Erinnerung bewahren. Aber Karl O. und Georg S. sprachen von ganz trivialen Dingen. Ihre letzten Worte galten einer Leiter und einer elektrischen Sicherung.

Briefmarkensammler, herhören!

Um einen Gedankenaustausch einzuleiten, werden aus dem Kreis unserer Belegschaftsmitglieder alle Philatelisten und Briefmarken-Interessenten am

1. Dezember, 19.30 Uhr

ins Werksgasthaus eingeladen.

Herbert Adler

Abt. Verkehr, Werksruf 3566

unbrauchbare Maschine braucht der Besteller nicht abzunehmen. Der Schreiner ist also berechtigt, den Kauf rückgängig zu machen.

„Die Menschen sind komisch!“

„Wieso?“

„Na, wenn die Astronomen behaupten, der Mond sei von der Erde 384 400 Kilometer entfernt, dann glauben sie das ohne weiteres; aber wenn ihnen der Unfallverhütungs-

ECHO ZUM EIGENHEIMBAU

ALLE INTERESSENTEN WAREN AM 29. OKTOBER IM WERKSGASTHAUS

Sozialleiter Glasik und Architekt Gerd Ingendoh legten am 29. Oktober im Werksgasthaus im Beisein des Wohnungsausschusses des Betriebsrates Finanzierungs- und Baupläne der geplanten Breukelsmannshofsiedlung an Hand von Lichtbildern dar. Die erfreulich rege Beteiligung, es waren schätzungsweise 350 Belegschaftsmitglieder mit ihren Frauen erschienen, läßt darauf schließen, daß es unserer Belegschaft nicht nur um eine Wohnung schlechthin, sondern um ein eigenes Heim geht. Naturgemäß stand die Finanzierung der Eigenheime im Vordergrund der Aussprache. Wenn auch die Tilgungszeit von 60 Jahren für Hypotheken und Darlehen (9 000 DM stellt das Werk zinslos zur Verfügung) lang erscheinen mag, so

ist doch der Vorteil eines eigenen Heimes nicht von der Hand zu weisen. Allerdings war es unumgänglich, zwei Auflagen zu machen: der Einlieger kann frei ausgesucht werden, muß aber im Kreise der Wohnungsuchenden unseres Werkes sein, ferner muß unter den zukünftigen Eigenheimbesitzern ein gewisser Prozentsatz Lastenausgleichsberechtigter sein, dessen Höhe allerdings noch nicht festliegt. Wie Architekt Ingendoh versicherte, werden, wenn kein starker Frost die Arbeit zeitweilig unterbricht und die Mittel in der geplanten Weise zur Verfügung stehen, am 1. April nächsten Jahres die Häuser bezugsfertig sein. Kleine bauliche Veränderungen auf Wunsch des Eigenheimbesitzers, z. B. Ver-

Viele Belegschaftsmitglieder waren mit ihren Frauen gekommen, um sich über die Siedlung zu orientieren.



„Kaufmännisches Bildungswerk“ tritt in neues Stadium

Gründung einer Wirtschaftsakademie

Nach sechs Semestern Erteilung staatlich anerkannter Wirtschafts-Diplome

Der erste viersemestrige Kurs seit Bestehen des Kaufmännischen Bildungswerkes in Oberhausen ist im Mai 1954 zu Ende gegangen. Dozenten der Kölner Universität und der Essener Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie haben den Vollhörern ein umfangreiches Wissen vermittelt, das aber nicht durch Ablegung einer Prüfung und Ausstellung eines Diploms bestätigt werden konnte.

Vorstand und Studienleitung des Kaufmännischen Bildungswerkes vertreten den Standpunkt, daß der Idealismus der Hörer und das mit einem Abendstudium verbundene Opfer an Zeit und Kraft durch ein staatlich anerkanntes Wirtschafts-Diplom belohnt werden sollte. Vorbehaltlich der Zustimmung der Mitgliederversammlung des „Kaufmännischen Bildungswerkes Oberhausen e. V.“ wird deshalb der bisherige Lehrplan bereits ab Herbst 1954 dem Studienplan einer Wirtschaftsakademie in der Weise angeglichen, daß neben die drei bereits bestehenden Vorlesungen Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre und Recht eine weitere Hauptvorlesung treten, und daß

der bisherige 4semestrige Kurs um 2 Semester auf 6 Semester erweitert werden wird.

Ein das bisherige Studium ergänzendes und zum Wirtschaftsstudium überleitendes 5. Semester beginnt jetzt noch unter dem Namen „Kaufmännisches Bildungswerk“, während das im Frühjahr anlaufende 6. Semester bereits unter der Studienleitung einer „Wirtschafts-akademie“ stehen wird.

Das im Kaufmännischen Bildungswerk zurückgelegte Studium wird vom Verband der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademien und vom Prüfungsausschuß der neuen Akademie angerechnet; lediglich ein Semester wird als Vorbereitungssemester auf die am Ende des Lehrganges stehende Diplom-Prüfung nachgeholt werden müssen. Das Wirtschafts-Diplom wird von Wirtschaft und Verwaltung anerkannt.

Ob und in welcher Weise die Wirtschafts-akademie selbständig sein oder sich mit bereits bestehenden Verwaltungs- und Wirtschafts-akademien zu einer gemeinsamen Einrichtung zusammenschließen wird, ist von dem Ergebnis laufender Verhandlungen abhängig.



Sozialleiter Glasik berichtete über den Stand der Eigenheim-Bauten und die Möglichkeiten der Finanzierung.

setzen einer nicht tragenden Wand oder Verlegung einer Tür um wenige Zentimeter, werden, natürlich bei Übernahme der Kosten durch den Besitzer, nach Möglichkeit berücksichtigt, soweit sie keine Grundrißänderungen betreffen. „Und den Garten“, so fuhr Architekt Ingendoh fort, „hat selbstverständlich der Mieter umzugraben“ — der lächelnde Protest der Zuhörer ließ ihn schnell berichtigen — „natürlich der Besitzer“.

Bis zum 6. November 1954 konnten sich die Interessenten eines eigenen Heimes in der Wohnungsverwaltung in einer Liste eintragen lassen. Sobald der Kreis der ernsthaft Interessierten feststeht, findet die Verlosung statt. Danach wird aber immer noch die Möglichkeit eines gegenseitigen Tausches bestehen.

Den vielen Enttäuschten, die diesmal nicht zum Zuge kommen — es stehen eben nur 56 Eigenheime zur Verfügung — sei gesagt, daß Arbeitsdirektor Strohmenger die Zusage gemacht hat, weitere Werksdarlehen zur Verfügung zu stellen, sobald über neue Landesmittel verfügt werden kann. In Frintrop ist zu diesem Zweck schon ein Gelände erworben worden, versicherte J. Glasik, auf dem weitere Eigenheime errichtet werden können.

Was uns besonders auffiel: Wir hatten vor allen Dingen mit unserer Jugend gerechnet (die natürlich auch gekommen war), waren jedoch erstaunt darüber, mit wieviel Interesse, davon zeugten die vielfältigen Fragen, aber auch die „Älteren“ bei der Sache waren. Ein Zeichen



Wie stark das Interesse an einem eigenen Heim ist, bewiesen die aus dem Zuhörerraum gestellten Fragen.

eben dafür, daß uns trotz Kriegs- und Nachkriegszeit eine alte, gesunde Stammebelegschaft erhalten geblieben ist, die zu sparen verstand — und nun die Früchte ihrer Sparsamkeit ernten möchte. Cl.

FÜR UNSERE BÜCHERFREUNDE

Hendrik de Man

MEMOIREN EINES EUROPÄISCHEN SOZIALISTEN

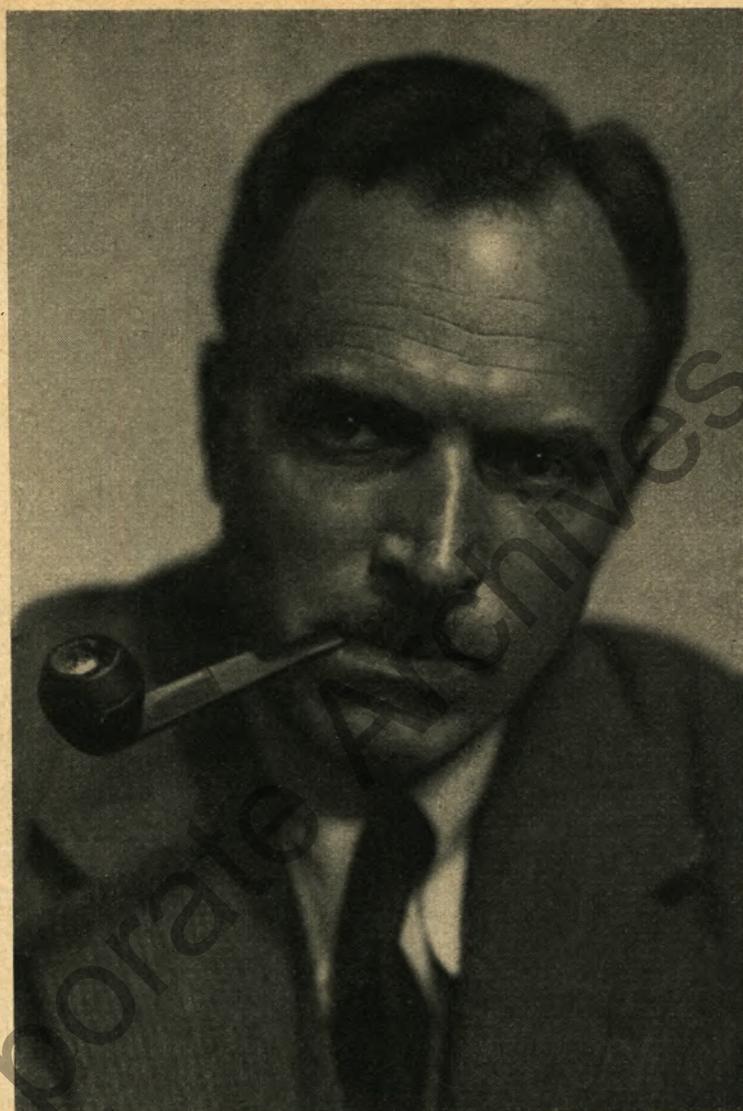
„Gegen den Strom“ hat Hendrik de Man, der große belgische Sozialist und Soziologe, sein Erinnerungsbuch genannt; einen treffenderen Titel hätte er nicht wählen können. Denn so war sein Leben: Immer mußte er sich gegen Massenströmungen durchsetzen, immer mußte er die Reinheit seines Handelns und seiner Ziele verteidigen gegen Vorurteil, Bürokratie, Funktionärstum und politische Gleichschalterei.

Wie die meisten wissenschaftlichen Sozialisten, auch Marx und Engels zum Beispiel, stammte Hendrik de Man aus bürgerlichen Verhältnissen. Er wurde in eine Zeit hineingeboren, in der die soziale Bewegung ihre ersten großen Erfolge aufzuweisen hatte und das soziale Elend der Industriearbeiterschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der breiten Öffentlichkeit bekannt wurde. So stieß er schon als Kind auf soziale Fragen. Zuerst war es Mitleid, das ihn bewegte, dann wurde es Scham über die soziale Nachlässigkeit seiner Kreise — er wurde zum Kämpfer für den Sozialismus. Er ging in die Werften seiner Heimatstadt Antwerpen, in Fabriken, er sprach mit Arbeitern auf der Straße und in den überfüllten Eisenbahnen; er wollte selbst sehen, wie die Arbeiter lebten und arbeiteten. Sein Drang, sich für sie einzusetzen und für die ganze Menschheit zu wirken, wurde schon frühzeitig zur Aufgabe seines Lebens. Er verschlang die Bücher und Kampfschriften von Marx und Engels; sie hätten ihn in den kräftigsten geistigen Wirbel versetzt, den er je erlebte, schreibt er selbst. Um den ersten Weltkrieg herum, den er als Frontsoldat mitmachte, meldeten sich jedoch die ersten Zweifel. Sie wurden bestärkt durch seine Erlebnisse als Mitglied einer alliierten Kommission in Rußland, die 1917, als Kerenskijs den Zaren gestürzt und die Revolution ausgerufen hatte, die Russen zum Weiterkämpfen veranlassen sollte. Er erkannte, daß keine politische Bewegung nur nach ihren Zielen bewertet werden darf, sondern entscheidend nach ihren Methoden. Aber die praktische Methode des Marxismus ist nicht in Einklang zu bringen mit seiner Auffassung von menschlicher Freiheit. So überwand er von hier aus, von der persönlichen Freiheit des Menschen aus, den vom Marxismus geforderten verhängnisvollen Klassenkampf; immer wieder versuchte er, dem europäischen Sozialismus eine neue, konstruktive Richtung zu geben.

Wir Deutschen haben besonderen Grund, Hendrik de Man dankbar zu sein. Getrieben von seinem Gerechtigkeitssinn hat er sich nachdrücklich gegen den Versailler Vertrag und die Reparationen gewandt. Er wurde deshalb in seiner eigenen Partei so angefeindet, daß er sein in Belgien begonnenes Werk aufgab und nach Deutschland kam. Als Privatgelehrter und als Professor für Sozialpsychologie an der Frankfurter Universität wirkte er bahnbrechend für das moderne soziale Verständnis. In Deutschland entstanden auch seine bedeutendsten Werke: „Zur Psychologie des Sozialismus“, „Der Kampf um die Arbeitstreue“ und „Die sozialistische Idee“, und hier bekam er auch die Impulse zu seinem Werk „Vermassung und Kulturverfall“, mit dem er sich in die erste Reihe der modernen Kultursociologen stellte.

Insbesondere widmete sich de Man während seines ganzen Lebens der gewerkschaftlichen Arbeit. Hier stand er an der Front der sozialen Entscheidungen. Er war ein Mann der Tat, ein Praktiker; das Politische lag ihm nicht, obwohl er, gezwungen vom Tempo der Entwicklung und vom Drang der Aufgaben, lange Zeit seines Lebens Politiker sein mußte. Dann aber war er es ganz, mit vollem Herzen und all seiner Kraft, unabhängig von Zeitströmungen und Parteipolemik, allein verantwortlich seinem Gewissen und seinem Volk.

Als Gewerkschaftler begründete er das Arbeiterbildungswesen in Belgien, er setzte sich für Lohnforderungen und die Verbesserung der



Arbeitsbedingungen ein. Am meisten aber lag ihm immer am Herzen, den jungen Arbeitern Wissen und theoretisches Rüstzeug zu vermitteln, um sie zu befähigen, aus sich selbst heraus, durch eigene Leistungen, ihre soziale Stellung zu verbessern.

Als 1940 Belgien von uns Deutschen besetzt wurde, blieb er, obwohl er 1933 unter dem Druck des Dritten Reiches seine Lehrtätigkeit in Frankfurt hatte aufgeben müssen, in seiner Heimat. Es gelang ihm, die Arbeiterschaft erneut zu organisieren. Trotzdem wurde er aus dem eigenen Volk, das von der belgischen Exilregierung in London aus nationalistischen Motiven gegen ihn aufgewiegelt wurde, immer stärker angefeindet; und als dazu seine Überwachung durch die Gestapo unerträglich wurde, zog er sich in die Einsamkeit der Savoyer Alpen zurück. Nach dem Krieg wurde er als Kollaborateur gebrandmarkt, und die Heimkehr nach Belgien wurde ihm verwehrt.

Ein solcher Mann hat viele Feinde, aber überall auch Freunde. Als er im Juni 1953, im Alter von 68 Jahren, bei einem Autounfall in der Schweiz den Tod fand, erinnerte man sich, wieviel Ungerechtigkeit ihm widerfahren war, der doch nichts anderes wollte, als der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zum Siege zu verhelfen.

Und trotzdem wurde Hendrik de Man nicht verbittert. Seine menschliche Größe zeigt sich eben darin, daß er ruhig und gelassen auf sein Leben zurückblicken kann; freimütig schreibt er dabei auch von seinen Irrtümern und Fehlern. Wer das Buch in die Hand nimmt, wird gefesselt sein von seinem Gedankenreichtum. Dabei versteht er es, auch schwierigere Überlegungen so darzustellen, daß sie klar und deutlich vor einem stehen. Die Menschen, die ihm begegneten, schildert er mit Wärme und Sympathie, auch wenn sie ihm feindlich gesonnen waren. Und es gelingt ihm, durch kleine, oft amüsante Streiflichter große Ereignisse und Situationen zu beleuchten. So entstand in seinen Erinnerungen ein reiches Mosaik von Bildern und Erfahrungen, von persönlichem Erleben und geschichtlichem Geschehen. Und so ruft das Buch ihn noch einmal vor uns: Hendrik de Man, ein großer Mensch — ein echter Europäer.

(Hendrik de Man, Gegen den Strom. Memoiren eines europäischen Sozialisten. Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart. Das Buch kann von Belegschaftsangehörigen in der Werksbücherei ausgeliehen werden.)

HOAG-CHRONIK

Werk Oberhausen

Geburten:

- Am 7. 9.: Dipl.-Ing. Werner Hahn, Tochter Jutta Kornelia; Günter Höffgen, Tochter Gabriele
- am 8. 9.: Kurt Horn, Töchter Charlotte und Ursula
- am 14. 9.: Werner Küsters, Tochter Iris
- am 21. 9.: H.-Hugo Schmitz, Tochter Kornelia
- am 25. 9.: Friedhelm Wellhöfer, Tochter Sylvia; Willi Kolmsee, Sohn Wolfgang
- am 26. 9.: Heinrich van der Meulen, Tochter Marlies; Dieter Duesing, Sohn Dieter
- am 27. 9.: Paul Sanders, Tochter Roswitha; Walter Gerke, Tochter Marita
- am 28. 9.: Kurt Niewerth, Sohn Michael; Hermann-Josef Jungbluth, Sohn Michael; Otto Reichert, Tochter Wiltrud
- am 30. 9.: Aribert Dumasch, Tochter Beate
- am 1. 10.: Josef Ohlberger, Sohn Peter; Nikolaus Dyks, Sohn Klaus
- am 2. 10.: Kurt Rohde, Sohn Manfred; Hans Thies, Tochter Angelika
- am 3. 10.: Peter Ternes, Sohn Ulrich; Heinrich Klein, Tochter Beate
- am 4. 10.: Horst Köplin, Tochter Elke
- am 5. 10.: Egon Weiler, Sohn Michael; Franz Wojciechowski, Tochter Jutta

- am 6. 10.: Fritz Raddatz, Tochter Elke
- am 8. 10.: Aloys Kulbatzki, Tochter Maria
- am 9. 10.: Kurt Schep, Tochter Gabriele; Johannes Bockhorn, Tochter Angelika; Ernst Kaufmann, Sohn Dieter
- am 10. 10.: Johannes Hahn, Tochter Gabriele
- am 12. 10.: Siegfried Döhler, Sohn Klaus
- am 13. 10.: Bruno Schmitz, Sohn Helmut
- am 15. 10.: Heinz Laut, Tochter Marion
- am 16. 10.: Alfred Eberhard, Sohn Norbert; Gerhard Nuyken, Tochter Elke
- am 17. 10.: Friedrich Kaspari, Tochter Ortrud; Fritz Kleinöder, Tochter Jutta
- am 20. 10.: Karl Kempkes, Sohn Ulrich
- am 21. 10.: Willi Schmidt, Sohn Wilhelm-Günter
- am 22. 10.: Rolf Brüggemann, Tochter Angelika
- am 24. 10.: Heinrich Dahmann, Sohn Heinz
- am 25. 10.: Theodor Kaldenhoven, Sohn Günther; Hubert Jansen, Tochter Ingrid
- am 29. 10.: Rudolf Hauß, Sohn Wolfgang; Heinrich Wirtz, Tochter Doris
- am 30. 10.: Wilhelm Passerini, Tochter Annet
- Eheschließungen:**
- Am 30. 8.: Herbert Mengelberg mit Maria Klotz
- am 31. 8.: Heinz Wilkes mit Anna Buchberger

- am 24. 9.: Willi Rogalla mit Gisela Volkman
- am 25. 9.: Haribert Klufmann mit Maria-Anna Kerner; Winfried Knühmann mit Marie-Luise Caldenhoeven; Willi Köhnen mit Marie-Luise Dinse
- am 1. 10.: Peter Jansen mit Martha Jansen
- am 2. 10.: Dieter Stahnke mit Maria Magdziarz
- am 9. 10.: Willi Schumann mit Irene Dickhoff; Walter Barth mit Gertrud Rogall; Georg Soll mit Lieselotte Kleinherbers
- am 16. 10.: Gustav Hack mit Christel Haastert; Karl-Heinz Neumann mit Wilma Traute; Aenne Binnenbruck mit Arnold Fleischhauer
- am 23. 10.: Johann Fähmann mit Gertrud Chlupka; Ferdinand Walbaum mit Irmgard Sabin

Werk Gelsenkirchen

Geburten:

- Am 13. 10.: Lambertus Cappon, Sohn Franz-Ludger
- am 28. 10.: Kurt Bärwolf, Tochter Sigrid

Eheschließungen:

- Am 21. 8.: Walter Schramm mit Marianne Müller
- am 15. 10.: Ernst Pogodda mit Helga Knöfz; Wilma Sontowski mit Heinrich Pzolla

Unsere Jubilare im Oktober

Werk Oberhausen

40jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Benninghoff, Trichtermacher
Heinrich Burggraf, Schlosser
Heinrich Fahnenbruch, Werksb.-Assistent
Heinrich Muders, kaufm. Angestellter

25jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Amberge, kaufm. Angestellter
Stefan Bialas, Kranführer

Ernst Caspar, Bürovorsteher
Ludwig Durban, Vorwalzer
Hermann Eigener, Kalkulator
Franz Feldkamp, Wachmann
Theodor Fobbe, Maschinist
Ernst Funke, Akkordkalkulator
Otto Hildebrandt, Vorarbeiter
Josef Lafz, Aufgeber
Herbert Merlins, Verlager
Friedrich Piezonka, 1. Brenner

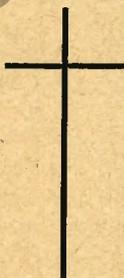
Wilhelm Schmitz, kaufm. Angestellter
Johann Stork, Maschinist
Karl Stürznickel, Abzieher
Wilhelm Wagner, Gruppenführer

Werk Gelsenkirchen

25jähriges Dienstjubiläum:

Eduard Cynthia, Verzinker
Ernst Link, Drahtseiler

Ein herzliches Glückauf!



SIE GINGEN VON UNS

Am 3. 10.: Rudolf Zimmermann,
Oberpörtner

am 12. 10.: Wilhelm Raimer,
1. Scherenarbeiter

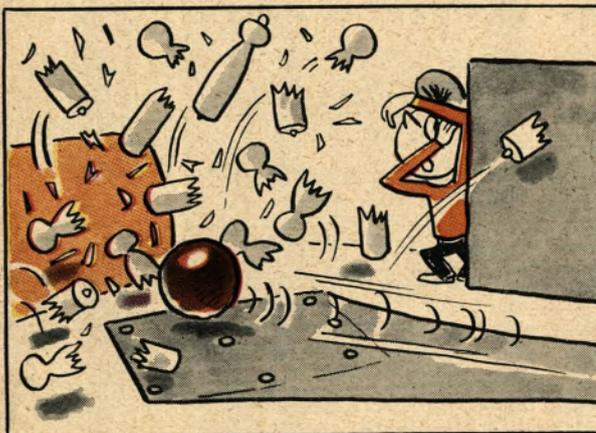
EHRE IHREM ANDENKEN!



Willi Klepper besucht unsere

KEGELBRÜDER

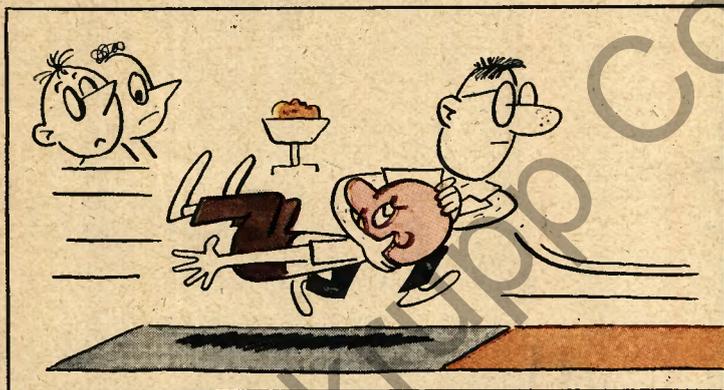
Der Neue: „Sagt mir bitte Bescheid, wann ich die Kugel abwerfen muß!“



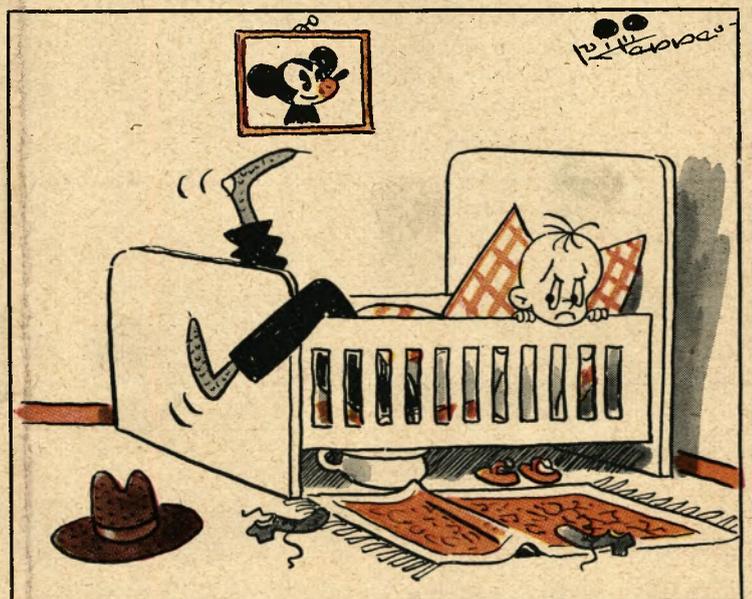
Der Kegeljunge:
„Das war sicher der
Schmied aus dem
Hammerwerk!“



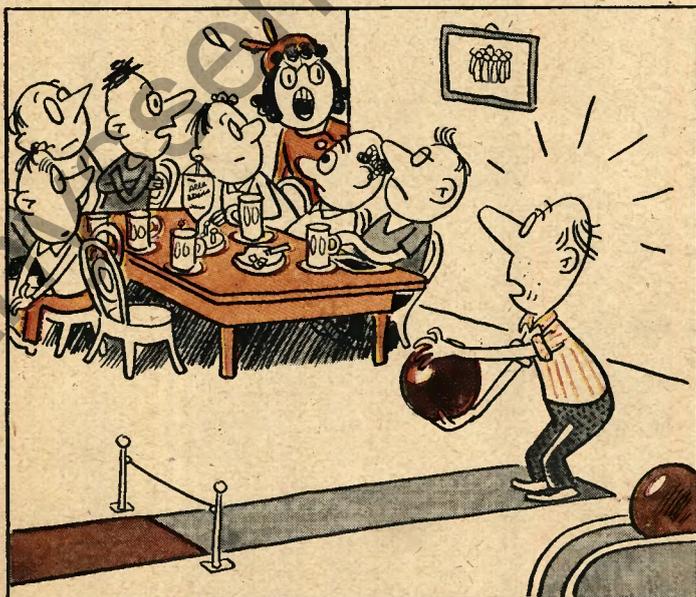
„Sicher, ich gebe zu, die Bauern hole ich
nicht - aber wer kann dies denn?“



Schmitz 3 - leider etwas kurzsichtig



„Nach jedem Kegelabend dasselbe Theater!“



„Aha, Du Treuloser!! Gerade habe ich einwandfrei
gehört, daß man Dich „Damenspezialist“ nennt!“